

UMSCHAU

KATHOLISCHE KULTURSCHAU

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Slovenischer Katholizismus. In Ljubljana betrat ich wieder einmal die mir durch Beobachtungen und Studien seit vielen Jahren vertraute slawische Welt. Östliches wird überhaupt den größten Raum in dieser Kulturschau einnehmen, denn ich schreibe sie auf einer mehrmonatigen Reise durch die Balkanländer, durch Vorderasien und Ägypten.

„Wohin fahren Sie?“ fragte an der jugoslawischen Grenze der Beamte beim Einsammeln der Pässe jeden Reisenden. „Nach Laibach“, antwortete einer. „Ljubljana“, belehrte ihn laut, aber nicht schroff der Beamte, „Laibach gibt es bei uns nicht.“ So war es überall in der hübschen Stadt, die ich dann vom Schloßberg, wo die berauschenenden Düfte der Akazie und des Holunders durch den Sommerabend strömten, auf allen Seiten gegen den fernen Kranz ihrer lieblich geschwungenen Berge vordringen sah. Man versteht und spricht das Deutsche oft überraschend gut, aber die slawische Selbstbehauptung hat ihm gegenüber, trotz des lebhaften Gefühls gerade der durchaus katholischen Slovenen für Menschheitszusammenhänge, noch nicht ganz das Gleichgewicht gefunden. Daher steht am Gruberkanal, der die Ebene vor Überschwemmung schützt, das graue Steindenkmal seines Erbauers, des Wiener Jesuiten und späteren Ordensgenerals Gabriel Gruber aus dem 18. Jahrhundert, namenlos da, weil man nach dem Weltkriege die Erzplatte mit der deutschen Inschrift entfernt hat. Immerhin scheint bei ernsten Beratern des rührigen Volkes die Einsicht zu wachsen, daß auch im Sinne der slovenischen Grenzwacht zwischen östlichem und westlichem Wesen, an die Prälat Grivec von der Universität Ljubljana am Schlusse seiner lehrreichen Schrift „Sveti Sava i Rym“ (Ljubljana 1938) erinnert, nicht so sehr auf den spärlichen Spuren altrömischer und napoleonischer Vergangenheit französischer Geist gepflegt, als die in Jahrhunderten gewordene Verwachsenheit mit deutscher Kultur ohne Preisgabe slovenischer Art lebendig erhalten werden muß.

Diese Aufgabe können die Slovenen dank ihrer Begabung und ihrer volklichen und religiösen Geschlossenheit unter teilweise sehr günstigen Bedingungen durchführen. Rassisch und sprachlich von Kroaten wie Serben getrennt, lebt hier auf jugoslawischem Boden eine starke Million Katholiken, ohne daß jemals Protestanten, Schismatiker oder Juden in nennenswerter Zahl Fuß gefaßt hätten, ihr eigenes nationales und religiöses Leben. Frühere Beschränkungen freier Meinungsäußerung sind von der jetzigen Regierung soweit aufgehoben worden, daß nun der katholische Gedanke in der Literatur, auch in der Presse, immer klarer zum Ausdruck kommt. Die Priesterschaft ist zahlreich und im Vergleich zum größten Teile des Klerus in Kroatien und Slavonien musterhaft. In höchster Blüte stehen die mariänen Kongregationen für Laien. Nirgendwo im Jesuitenorden widmen sich die Patres nach einer Privatstatistik verhältnismäßig so vielen Kongregationen wie bei den Slovenen, und dazu werden weitaus die meisten slovenischen Kongregationen nicht von Jesuiten

geleitet. Im Dom wie in einer andern Kirche sah ich am Abend eines Werktages bei einer Sakramentsandacht zwischen den hellen Kopftüchern dicht gescharter Frauen viele elegante Damenköpfe, daneben Männer jeden Standes und Alters in beträchtlicher Zahl. Ein sehr ortskundiger Priester versicherte mir, so sei es auch an der Kommunionbank der Franziskanerkirche, wo täglich mehr als tausend vor ihrer Arbeit zum Tische des Herrn kämen.

Nur ist es bis jetzt nicht gelungen, die Exerzitienbewegung in Fluss zu bringen, weder bei den Männern noch bei den Frauen. Man hat schön eingerichtete Exerzitienhäuser gebaut, aber sie stehen beinahe immer leer. Vielleicht verlangt die slovenische Frömmigkeit nicht so sehr nach dieser systematischen Durchgeistigung. Sie singt sich hinreißend in ungezählten Kirchenliedern aus, auch in mehrstimmigen, ohne Noten und ohne Dirigenten. Aber gegenüber der freilich dünnen Schicht von Liberalen wird auf die Dauer eine vertiefte Erfassung der Glaubenslehren unumgänglich sein. Unter den weltlichen Professoren der Universität sind nicht nur praktische Katholiken, übrigens auch nicht nur Slovenen, und selbstverständlich liegt schon in der geringen Volkszahl eine ernste Schwierigkeit, für die leitenden Stellen des öffentlichen Lebens die Männer und Frauen zu finden, die den nationalen und religiösen Erwartungen des Volkes entsprechen und zugleich den beruflichen Anforderungen vollauf gewachsen sind.

Sonntag in Sofia. Lange nicht so einheitlich wie bei den Slovenen hat sich aus mancherlei geschichtlichen Gründen religiöses Denken und Fühlen bei den Bulgaren ausgewirkt, aber seine nationale Bedeutung tritt auch bei ihnen, sogar in ihrer modern und weiträumig geplanten Hauptstadt, jedem Besucher eindrucksmäßig entgegen. Die Kathedrale des schismatischen Metropoliten freilich, zu der in ermüdender Linie die breite Straße vom Bahnhof strebt, ist von außen und von innen überraschend mittelmäßig. Die Glocken läuteten eben vielstimmig zur Samstagabendandacht. Drinnen saßen und standen vielleicht hundert Leute, fast soviel Männer wie Frauen, nicht wenige in der Kleidung wohlhabender Leute. Sie unterhielten sich flüsternd, wie man es ja auch in katholischen Kirchen der Provence vor Beginn des Gottesdienstes geschehen läßt. Ein Dutzend Sänger in verschiedenfarbigen Straßenanzügen sammelte sich allmählich rechts vor der Bildwand, und ein Pope umschritt mit einem Weihrauchfaß den beinahe leeren Rundbau. Ich ging bald mit andern hinaus, denn um Vertiefung meiner allgemeinen Kenntnis der östlichen Liturgie war es mir jetzt nicht zu tun, und für das Verstehen bulgarischer Art schien man hier wenig zu gewinnen.

Aber wo sich um den Newskjdom das Parlament und das pomphafte Denkmal Alexanders II. von Russland, die junge Universität und die uralte Sophienkirche erheben, da offenbart sich Bulgarien, da ist der Mittelpunkt seiner größten bürgerlichen, militärischen und kirchlichen Feiern, und da ist der geistige Zwiespalt, der durch das Lebenswerk des Koburgers Ferdinand geht, zu Stein und Erz geworden. Von voranstürmenden Generälen und Soldaten, von bulgarischen Bauern und Bäuerinnen wuchtig und jubelnd umdrängt, reitet der Russenkaiser, dem das Land seine Unab-

hängigkeit vom Sultan verdankt, gegen das Parlament, auf dem bulgarisch der Sinnspruch steht: „In der Einheit liegt die Kraft“ — und gerade auf das Parlament stützt sich die Verfassung, die zwischen Volk und Herrscherhaus die Einheit durch die verhängnisvolle Bestimmung stört, daß die Religion zwar frei ist, aber nicht für die Dynastie. An die Front der Universität hat Ferdinand schreiben lassen: „Universität des hl. Clemens von Ochruda“. Dieser Clemens war ein katholischer Schüler des katholischen Slawenapostels Methodius und hat um 900 die Anfänge bulgarischer Bildung gefördert — sein wesentlich katholisches Geisteserbe findet in der ihm geweihten Universität keine Pflege. Ebensowenig wird in der Sophienkirche, einem fast altchristlich wirkenden Ziegelbau, der Glaube des heiligen Athanasius gepredigt, der an dieser Stelle auf dem Konzil, als Sofia noch Sardica hieß, die Vorwürfe seiner von der katholischen Lehre abgewichenen Gegner siegreich zurückgewiesen hat. Tritt man aber in den massigen Prunkbau nebenan, in den Newskijdom, so sieht man über den marmornen Thronen des Zaren und der Zarin alle diese Gegensätze im Stifterbild verewigt: der katholische Ferdinand in bulgarischer Priesterkleidung und seine zweite Gemahlin, die protestantische Eleonore von Reuß, halten opfernd das Modell des schismatischen Nationaldomes!

Als nationales Denkmal der Befreiung vom Türkendrücke, daher unter dem Namen des mittelalterlichen Großfürsten Alexander Newskij, den Alexander II. von Russland als Schutzeheiligen verehrte, hat Bulgarien aus vieljährigen Beiträgen aller kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden diesen kostspieligen Bau errichtet, der in den Balkanländern, wenigstens bis zur Vollendung des Savadomes in Belgrad, alle Bauwerke der letzten Jahrhunderte weit überstrahlt. Allerdings sind genaue Kenner sich über den künstlerischen Wert dieser Mischung byzantinischer, russischer und bulgarischer Formen nicht einig. Ein Jahr vor dem Weltkriege war unter vorwiegender Beteiligung russischer Baumeister und Maler das Werk vollendet, außen breit und schwer die auf kreuzförmigem Grundriß übereinander emporstrebenden Kuppeln, innen die ringsum durch eine vierfache Reihe von Rundbogenfenstern hell beleuchtete Marmorpracht des Bodens und der Pfeiler und die bis in die höchste Kuppel alle Wände mit farbenreichem Leben füllenden Gemälde.

Und als ob des Glanzes noch nicht genug gewesen wäre, flammten vor der feierlichen Sonntagsmesse um 9 Uhr morgens die vergoldeten, in Deutschland hergestellten byzantinischen Hängeleuchter auf, deren jeder wohl hundert elektrische Lampen trägt. Auf zahlreichen Ständern brannten im weiten Raum wie flackernde Riesensträuße ganz dünne Kerzen, die immer wieder durch neue ersetzt wurden. Die Messe dauerte ohne Predigt fast anderthalb Stunden. Den im Bariton singenden Geistlichen antwortete von der prunkvollen Tribüne ohne Orgel ein gemischter Chor, in dem Frauen überwogen. Alle Zeremonien, das Kreuzzeichen, die Beräucherung des Altares und der Gläubigen, das Tragen des Evangelienbuches hoch über der Stirne die Kanzeltreppe hinauf, wurden mit einem raschen und doch sehr feierlichen Schwung vollzogen. Dagegen sah ich bei den anfangs etwa 50, später ein paar hundert Leuten, die in dem 5000 Menschen fassenden Raum stan-

den oder auf den sehr wenigen Stühlen die Wände entlang saßen, kein Gebetbuch und selten ein sonstiges Zeichen des Betens, außer daß sie sich beim Kommen und Gehen flüchtig bekreuzten, wohl auch eines der Bilder auf den Pulten küßten oder beim Segen niederknieten. Niemand ging zur Kommunion. Ohne aufzufallen, flutete ein Schwarm von Reisenden mitten zwischen die Andächtigen, die ebenfalls fortwährend ein- und ausgingen, sah sich das Schauspiel ein paar Minuten von allen Seiten an und verschwand wieder. Vielleicht ist aber doch keiner fortgegangen, den der Dom und die Feier nicht irgendwie religiös gestimmt hätten, und die schismatischen Bulgaren, denen der Besuch der Messen nicht vorgeschrieben ist, und die im allgemeinen, wie ich zuverlässig erfuhr, weniger aus tiefer Überzeugung als aus Herkommen an ihrem Glauben hangen, suchen wohl auch nur etwas sonntägliche Stimmung — obgleich es nicht bloß bei den Bulgaren schwer ist, in diesen Dingen klar zu sehen.

Die religiöse Haltung der alten Germanen. „Was wissen wir — sagen wir seit der Romantik —“ fragte Professor Walter Heinrich Vogt von der Universität Kiel im Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik „Forschungen und Fortschritte“ (Jahrg. 1939, S. 246 ff.), „von der Religiosität unseres Nächsten? Wie wollen wir an die der Germanen, für die wir weder die Färbung unserer antiken noch unserer christlichen Gewohnheit voraussetzen dürfen, herankommen? Wissenschaftlich nur von außen.“ Es gebe nichts, was mehr verschleiert und schwerer darzustellen sei als die religiöse Seelenhaltung. Schon dem Bemühen, auch nur die religiösen Vorstellungen der Germanen „als solche festzustellen, hat sich eine Schwierigkeit nach der andern entgegengestellt“. Man versuchte wohl, die Mythen zu erkennen, vertiefe sich aber kaum in „die treibenden Erlebnisse“, die zur Mythenbildung führten. Außerdem ist vom Kult „auf germanischem Gebiet sehr wenig erhalten“, und Fremdes oder bloß Dichterisches ist oft schwer von Heimischem und echt Religiösem zu scheiden. Die Versuche von Kummer und Höfler „widersprechen sich aufs kräftigste und zählen doch beide Grönbech (aus dem Dänischen ins Deutsche Hamburg 1937/39) zu ihren Anregern“.

Es kommt darauf an, wie sich die alten Germanen „praktisch“ zu ihren Göttern verhalten haben. Die Antwort können wir nur durch Vergleich mit dem „uns ganz geläufigen Religionsgut, d. h. dem Christentum“ gewinnen, das allein jeder Deutsche „mehr oder weniger gut und tief“ kennt. Dieser Vergleich ist aber wieder nur für die letzten zwei Jahrhunderte vor Christus möglich, und auch da nur unter der Voraussetzung, daß wir uns selber für „zureichend religiös“ halten dürfen, denn sonst müßten wir befürchten, „den Wald vor Bäumen nicht zu sehen“. Aus dem Vergleich ergibt sich als wesentlicher Gewinn, daß die Germanen dieser Kulturstufe „in Neigung, Liebe, Hoffnung und Vertrauen zu ihren Göttern gestanden haben“, aber ebenso klar, „daß sie den Schauder vor ihnen auf das stärkste erlebt haben“.

II.

Kroatische Bauernkultur. Zwischen Tausenden von Kroaten und Kroatinnen aller Stände saß ich am Rand von Zagreb in dem Riesenpark des ehemals fürstbischoflichen Landsitzes Maksimir, den Bischof

Maximilian Vrchovac gegen Ende des 18. Jahrhunderts angelegt und Kardinal Haulik um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollendet hat. Einst haben die Bauern hier fronen müssen — heute umschließt ihr mächtiger Verband alle Schichten des kroatischen Volkes, aber die Verbindung mit der Kirche ist dem programmatischen Streben, durch Bildung zu Wohlstand zu gelangen, so wenig geopfert worden, daß die Religion im Wahlspruch des Verbandes an erster Stelle steht. Nicht aus liberaler Überschätzung des Wissens geht hier die Bildungsarbeit hervor, sondern aus dem Willen, alle Kräfte des kroatischen Volkes zur Erhaltung seines nationalen und katholischen Erbes zusammenzufassen, daher auch die in manchen Gegenden weit über 50 und bei den Frauen stellenweise über 90 vom Hundert zählenden Analphabeten allmählich für die modernen Formen dieser Gemeinschaftsarbeit zu befähigen.

Daß aber an und für sich auch ohne Lesen und Schreiben die Kultur, also die Meisterung des Stoffes durch den Geist, zumal auf religiöser Grundlage eine beachtenswerte Höhe erreichen kann, offenbarte wieder einmal der sonnige Nachmittag in Maksimir. Aus den Gegenden um die Hauptstadt wie aus den fernsten Gebieten des kroatischen Landes, von den dalmatischen Küsten und Inseln, von den bosnischen Bergen, aus den herdenreichen Steppen Slavoniens, waren Bauern und Bäuerinnen gekommen, um ihre heimischen Trachten, Tänze und Lieder auf der Freilichtbühne vorzuführen. Die allgemeine Stimmung war um so froher und stolzer, als man wußte, daß diese jährliche Feier gleichzeitig in allen Städten und Dörfern in ähnlicher Weise stattfand und alle Kroaten im Gedanken an die Gründer des Bauernverbandes einte. Mehrere Stunden lang folgten sich auf der prächtigen, von keinem Nebengeräusch gestörten Waldwiese die durch Jahrhunderte klingenden Gesänge eines der an Volksliedern reichsten Stämme Europas, zuweilen von der slawischen Laute oder vom Dudelsack begleitet, immer von dem mannigfaltigsten Wechsel des Reigenschrittes, der Mimik und der bunten Trachten alter und junger Sänger und Sängerinnen fesselnd belebt.

Gewiß waren die Trachten bei weitem nicht so farbenfroh wie in manchen Gegenden der Slowakei oder der Ukraine. Weiß beherrschte alles und wurde nur durch bunte Besätze oder Stickereien oder durch rote, grüne, gelbe, schwarze Grundstoffe der Schürzen, Gurtel, Mieder und Mützen unterbrochen. Damast und Spitzen, Silber und Gold fehlten auch nicht. Aber kaum je ließ eine Tracht die Gestalt so hervortreten, daß die Tanzfiguren zu mehr plastischer als malerischer Wirkung gekommen wären. Ebenso fehlte den Stimmen der Sänger und Sängerinnen, vielleicht infolge des durch ihr gleichzeitiges Tanzen und Singen trotz der Lautsprecher geforderten Kraftaufwandes, nicht selten die Geschmeidigkeit des Klanges, nach der die echt slawische Innigkeit vieler Texte verlangte. Im allgemeinen hatte man für diese Veranstaltung selbstverständlich weltliche Lieder gewählt, aber oft und oft flocht sich in sie eine fromme Beziehung auf Gott, und auch das Maßhalten gegenüber dem Erotischen in den Worten und in den Tänzen entsprach einer religiösen Grundstimmung. Denn wie Professor Arturo Gavazzi, der beste Kenner der kroatischen Volkskunde an der Universität Zagreb, mir ausdrücklich bestätigte, sind die kroatischen Volks-

lieder und das altkroatische Brauchtum überhaupt wesentlich mehr von christlichen Gedanken getragen, als das für die stammverwandten Serben zutrifft.

Auf strebendes Belgrad. Während in den schönsten Teilen der Kroatenhauptstadt Zagreb Straßen und Denkmäler nicht bloß an nationale Heerführer erinnern, sondern auch an kroatische Forscher von europäischem Rang, wie den Jesuiten Bosković, den Slawisten Jagić, an gefeierte Nationaldichter vergangener Zeit, wie Gundulić und Prevadović, und vor allem den in seiner Franziskanerkutte mitten im glänzenden Geschäftsleben der Ilica stehenden Kačić, ist das serbische Belgrad vorwiegend auf dynastische und überhaupt staatspolitische Wirkung angelegt. Die neuen Prachtstraßen tragen fürstliche Namen, und der stärkste Verkehr umtost das königliche Schloß.

Die schöne Kirche des Nationalheiligen Sava aber, des Hauptträgers der serbischen Kultur im 13. Jahrhundert, der auch die Trennung Serbiens vom Papste endgültig festlegte, mußte ich in einer ganz unscheinbaren Seitenstraße suchen. An der offenen Tür mahnte eine große Inschrift, daß Kerzen, die hier brennen sollen, aus reinem Bienenwachse sein müssen. Daher mag wohl die junge Dame, die ich in den leeren Raum treten sah, ein anderes Opfer vorgezogen haben: sie küßte das Savabild, ließ offen zwei Dinar liegen, vielleicht für den geplanten Riesedom, und war nach einer Minute verschwunden. In einem Außenbezirke fand ich den eindrucksvoll geformten Rohbau der gewaltigen Markuskirche fertig, aber die Eingänge waren vernagelt, und alle Arbeit lag still. Kenner der religiösen Zustände zweifeln, ob die allenthalben betriebenen Neubauten die Zahl der Andächtigen entsprechend vermehren werden, da schon die vorhandenen Kirchen sehr schwach besucht sind. Aber wie die letzten Konkordatsverhandlungen zwischen Jugoslawien und dem Vatikan gezeigt haben, betrachtet sich das schismatische Patriarchat sozusagen als die amtliche Alleinvertretung des Staates in geistlichen Dingen. Schon deshalb muß es Wert darauf legen, sich mit mächtigen Kirchenbauten an der großartigen Umgestaltung Belgrads zu beteiligen. Die ganze Stadt strebt ungeduldig aus den kleinen Verhältnissen der Vergangenheit heraus, was ihr die Verwüstungen des Weltkrieges und der folgenden politischen Unruhen nicht wenig erschweren. Mit dem unvermittelten Nebeneinander von übermodernen Hochbauten und altmodischen Kleinhäusern oder Schuttplätzen, mit dem Durcheinander von Automobilen und Pferdelastwagen, mit dem Wechsel von guten Asphaltstraßen und zerfahrenen Schotterwegen erinnert Belgrad einstweilen fast an die unerfreulichen Übergangszeiten ostasiatischer und nordamerikanischer Großstädte.

Das alles vergißt man in glücklichem Sinnen auf der Höhe der alten Festung, um die das Lied vom Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter, unvergänglichen Zauber webt. Noch ragen im Winkel des Zusammenflusses der Save und der Donau die roten Ziegelmauern der Basteionen, die so grimmige Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond gesehen haben. Jetzt steigen friedlich blühende Kletterrosen an ihnen empor, und ein heiterer Park umgrüßt sie. Aber wieviel freudiger könnte der Mitteleuropäer in die endlose Weite des gesegneten Landes hinabschauen, wenn ihn nicht der Gedanke beunruhigte, daß diese stark anwachsenden Serben zu-

sammen mit den andern Balkanvölkern und den Polen schon in zwanzig Jahren, falls die Entwicklung so fortschreitet wie jetzt, ein Viertel der Bewohner unseres Erdteiles stellen werden!

Um die Seele der schweizerischen Landesausstellung. Unheimlich und von den meisten unbeachtet schlich das Gespenst einer bedrohlichen Verschiebung des Schwerpunktes der europäischen Bevölkerung auch durch die gewaltigen und künstlerisch ausgeschmückten Hallen, in denen vom Mai bis Oktober 1939 an den beiden durch eine neue Schwebebahn verbundenen Längsufern des Zürcher Sees der Sinn „des schweizerischen Wollens und Könnens“, wie der „Offizielle Führer“ sich ausdrückte, „nicht nur durch Industrie und Landwirtschaft, sondern auch durch Wissenschaft und Kunst, Dichtung und Theater, Erziehung zum Menschen und Staatsbürger“ deutlich werden sollte (S. 15). Um Sinn und Seele schweizerischen Schaffens war es den Veranstaltern bewußt zu tun. Unsere Zeit verlange eine „stärkere Betonung des Gedankens“, es müsse „wieder dem Ringen um die Seele Rechnung getragen werden“ (S. 14).

Die Aussteller seien nicht immer leicht zu bewegen gewesen, sich in die dazu nötige thematische Auswahl und Einschränkung zu fügen (S. 13). Namentlich für die katholische Abteilung der kirchlichen Kunst wird zugegeben, daß sich die „Atmosphäre katholischen Geistes“ gewiß „eindringlicher und vollständiger“ hätte schaffen lassen, wenn die „raumgebundene Auswahl“ es erlaubt hätte (S. 303). Dasselbe gilt übrigens für den Anteil der zwei Fünftel des Gesamtvolkes zählenden Katholiken am Erziehungswesen und am Brauchtum der Schweiz. Im ganzen geht aus heimischen und fremden Urteilen überzeugend hervor, daß die Besucher von dem, was heute schweizerisch ist, einen hohen Begriff erhalten haben, und auch zur Erfüllung der Absicht, „das Schweizervolk von seinem moralischen Wert und seiner Tüchtigkeit zu überzeugen“ (S. 14), hat die Ausstellung ohne Zweifel wesentlich beigetragen.

Allein die bange Frage, wie dem bereits bemerkbaren Erlahmen der Volkskraft wirksam begegnet werden kann, fand in der prachtvollen Schau keine Antwort. Noch liegt in der Schweiz nicht, wie im südfranzösischen Tal der Garonne, aus Mangel an Familiennachwuchs fruchtbare Land brach um verfallende Bauernhöfe. Schon ist aber der gesamtschweizerische Überschuß der Geburten über die Sterbefälle von 1934 bis 1938 um mehr als ein Viertel gesunken, und er beträgt jetzt weniger als die Hälfte des Überschusses, den das Jahr 1913 aufwies. Nach dem „Statistischen Jahrbuch des Kantons Basel-Stadt“ (17. Jahrg.) betrug der Geburtenüberschuß des Jahrzehnts 1901—1910 in diesem Kanton 15956, der des Jahrzehnts 1921—1930 nur 7449. Die Schweizer machen sich also keine müßige Sorge, wenn sie ernst überlegen, ob ihre Kinder und Kindeskinder über das Menschenmaterial verfügen werden, das die notwendige Voraussetzung zu einer so glänzenden Landesausstellung ist.

III.

Mit Rumänen durch die Dardanellen. Vom Deck der Basarabia, des schnellsten Dampfers der rumänischen Staatslinie —, blickte ich im Außenhafen des Goldenen Horns, Galata und Pera im Rücken, zur

Seite das asiatische Skutari, noch einmal auf das alte Stambul, das ich nach allen Richtungen durchfahren und durchwandert hatte. Nicht die von unförmigen gelben Mauermassen mühsam in den Mittagshimmel gehobene Kuppel der Hagia Sophia fesselte mich jetzt, sondern ich sann über das Denkmal Kamal Atatürks auf der Seraispitze nach, die der Dampfer bald umfuhr. Es ist ja wohl der Beachtung wert, daß zwei so verschiedene Männer wie der ganz unkirchliche Schöpfer der neuen Türkei und Papst Benedikt XV. die einzigen Menschen sind, denen im mohammedanisch gewordenen Konstantinopel ein Standbild errichtet worden ist. Auf dem Taksimplatz in Pera zeigt das Revolutionsdenkmal Kemal Pascha, wie er zur Zeit der endgültigen Niederwerfung der griechischen Heere noch hieß, im Kreise seiner Getreuen. Das Denkmal im Seraipark der alten Sultanie gehört ihm allein: im Straßenanzug, ohne Kopfbedeckung, schreitet er mit langen Beinen weit aus, ein entschlossener Streber nach scharf erschauten Zielen, wie er es bereits in seiner Kindheit war, und noch immer so formlos wie in Sofia, wo er als Militärattaché deshalb von den Diplomaten oft belächelt wurde.

Über das nach dem Weltkrieg errichtete Denkmal Benedikts XV. war die Meinung verbreitet, und ich selber habe sie geteilt, es sei vom Sultan dem Friedenspapst gewidmet worden. Das ist ein Irrtum, wie ich von unmittelbar beteiligter Seite erfahren habe. Die Anregung kam aus katholischen Kreisen und umfaßte sogar den Bau eines Friedensdomes. Ich habe die Entwürfe gesehen. Man mußte sich aber mit einem prächtigen Standbild begnügen, und auch der Sultan gab einen Beitrag dazu. Es wurde nicht auf einem öffentlichen Platze aufgestellt, sondern neben dem Haupteingang zur lateinischen Bischofskirche in einem Binnenhof, der freilich allgemein zugänglich ist. —

Unterdessen schwamm die Basarabia schon den Prinzeninseln zu, auf denen noch ein griechisches Priesterseminar und ein alter Klosterbau an die byzantinischen Jahrhunderte erinnern, als hier der Verbannungsort in Ungnade gefallener Mitglieder der von Wirren jeder Art zerrissenen Kaiserfamilien war. Die Leute auf dem Schiff hatten für solche Dinge wenig Aufmerksamkeit. Alles war praktisch und gepflegt, obwohl es nicht gerade bis aufs letzte den Anforderungen genügte, die auf einem entsprechenden Schiffe des Atlantischen Ozeans erfüllt werden. Man ist bekanntlich im Osten etwas nachsichtiger, und sogar jemand, der nicht aus dem Osten zu sein schien, führte im Speisesaal erster Klasse die Erdbeeren mit seinem Zahntocher zum Munde und ließ seinen hübschen vierzehnjährigen Sohn sich mit den Ellenbogen weit und breit auf dem Tisch herumrakeln. Das Lesezimmer mit Zeitschriften und Büchern hatte man seit Einführung der Radiomusik für moderne Zwecke hergerichtet. Diese Geschmacksveränderung wirkte sich allerdings noch nicht so aus wie in einem eleganten Viertel Istanbuls, wo ich an einem Cafefenster als besonderes Lockmittel das Schild sah: Radio ohne Unterbrechung.

Jedenfalls hatte ich genug Stille und bei der glücklicherweise geringen Besetzung des prächtigen Schiffes auch genug Einsamkeit, den ernsteren und edleren Stimmen der Vergangenheit zu lauschen, die aus dem Halbdunkel der Uferlandschaft klangen, als wir uns

Gallipoli näherten. Da ruhten in großen Friedhofanlagen die deutschen Gefallenen aus den Dardanellenkämpfen des Weltkrieges, und auf der andern Seite stieg aus der Skamanderniederung bei Hissarlik der von den deutschen Forschern Schliemann und Dörpfeld homerbegeistert und opfermutig durchwühlte Hügel von Troja. Seit hier Achilleus und Hector ihre Speere warfen, hat das Ringen der Jahrhunderte um Kultur und Christentum immer wieder über diese Meerenge, die an den schmalsten Stellen nicht so breit ist wie der Rhein bei Köln, seinem schicksals schweren Weg genommen. Über sie leitete Xerxes seinen Massenangriff gegen die griechische Freiheit, über sie drangen schon hundert Jahre vor der Eroberung Konstantinopels die Türken in Europa ein. Aber auch trug über sie aus Europa Alexander der Große die griechische Kultur ins Innere Asiens, und über sie zog in der letzten Märzwoche des Jahres 1190 das deutsche Kreuzfahrerheer unter Führung seines Kaisers Friedrich Barbarossa, der noch nicht ahnte, was ihn drei Monate später auf dem verlustreichen Marsche gegen Syrien ereilen sollte: ungeachtet seiner 67 Jahre ritt er kühn in den Selef und konnte nur als Leiche aus den Fluten gezogen werden.

Syrische Synthese. Was in Syrien durch die Kreuzzüge an abendländischem und besonders an französischem Geistesgut eingeströmt ist, hat bekanntlich eine unvergleichlich stärkere Lebenskraft entfaltet als der syrische Einfluß auf Europa, der immerhin schon lange vor den Kreuzzügen so mächtig gewesen war, daß vom 4. bis zum 7. Jahrhundert, wie Professor L. Bréhier von der Universität Clermont-Ferrand im 12. Jahrgang der Byzantinischen Zeitschrift nachgewiesen hat, ganze Kolonien syrischer Kaufleute fast in allen wichtigen Städten von Trier bis Paris, von Ravenna bis Bordeaux den bürgerlichen und kirchlichen Ausdrucksformen morgenländisches Gepräge gaben und Rom in 200 Jahren fünf Päpste syrischer Abkunft sah. Die Spuren dieser fremden Einwirkung nimmt der Laie in Europa selten wahr, aber in Syrien kann er, auch abgesehen von den Einrichtungen der französischen Mandatsverwaltung, die jahrhundertelange Berührung mit französischem Geiste nicht verkennen. Dennoch war ich erstaunt, als ein syrischer Priester, der als Missionar fast alle Dörfer des Libanons durchzogen hat, mir sagte, er sei beauftragt gewesen, für den Beiruter Kongress der orientalischen Riten im Sommer 1939 die Abteilung für arabische Mädchenbildung zu organisieren, und habe trotz vielen Suchens keine drei Frauen finden können, die imstande gewesen wären, einen druckfähigen Aufsatz anders als in französischer Sprache zu schreiben, obwohl sie alle Arabisch als ihre Muttersprache gebrauchen.

Damit soll nicht geleugnet sein, daß aus der Verbindung abendländischer Formen und daher zum großen Teil auch abendländischer Auffassungen mit morgenländischem Erleben schriftstellerische Gebilde von hohem Reiz entstehen können. Im Jahrbuch der „Katholischen Druckerei“ in Beirut (1939, S. 30 ff.) fand ich von Maria Hadad, die in Deutschland wörtlich und ebenso unauffällig Maria Schmitz heißen würde, eine Schilderung des Gartens ihrer Nachbarin.

Abends plaudern Geranium und Ziegenblatt mit dem Monde von der Vergänglichkeit alles Blühens. „Und da kommt durch die fromme Nacht eine heilige Katze

daher, eine siamesische, und klettert ohne Widerstreben auf meine weltlichen Knien. Ich kann sie nur mit Verehrung betrachten, und sie begreift gewiß meine Bewunderung für ihre langgeschlitzten, geheimnisvoll funkelnenden Augen. Von fremdartiger Pracht ist das zwischen Hell und Dunkel spielende Grau ihres Felles, und meine Hand streichelt es mit Wonne. Diese Katze ist nicht so flink wie die gewöhnlichen Katzen, sie gehört zu einer göttlichen Sippe. Nun schleicht sie sich zwischen die aus dem Schlummer aufgescheuchten Blumen und erzählt ihnen, sie stamme von Ahnen, die einst ein mächtiges und weises Volk göttlich verehrte. Seit ihnen diese Verehrung nicht mehr erwiesen werde, sei die Erde verflucht. Die Blumen sind ergriffen, nicken schlaftrunken mit ihren Köpfchen und überströmen huldigend mit ihren letzten Düften die göttliche Katze. So ging der Abend zu Ende. Zwischen den Schilfzwiebeln stehenden Zypressen schritt ich aus dem Garten, und das hinter mir sich schließende Tor trennte mich von den Blumen und von der heiligen Siamesin. Ich kam mir vor wie die aus dem Paradies vertriebene Eva, und die Traurigkeit wich nicht, bis ich einschlief.“

Dieses unbefangene Spielen zwischen heidnischer und christlicher Naturfrömmigkeit würde man in einer ausgesprochen katholischen Sammlung von dichterischen Beiträgen rein französischer Herkunft schwerlich finden, obgleich sich die ungewöhnliche Beweglichkeit des französischen Geistes auch in der Geschichte der katholischen Seelenhaltung nicht verleugnet hat.

Zur katholischen Geistesgeschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert. Wenige haben mit gründlicher Fachkenntnis durch zahlreiche Einzeluntersuchungen den katholischen Gehalt der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts so genau zu bestimmen gesucht wie der nun in den Siebzigern stehende Victor Giraud. Es ist deshalb eine besondere Freude, in seinem neuen Buche „*De Chateaubriand à Brunetière, essai sur le mouvement catholique en France au 19^e siècle*“ (Paris 1939, Editions Spes; fr. 15.—) leicht und doch verlässig die Summe dieses Teiles seiner Lebensarbeit gezogen zu sehen.

Wohl mit Recht ist Giraud der Ansicht, daß für die Überwindung der kirchenfeindlichen Literaturströmung des 18. Jahrhunderts die geniale,träumerisch unbestimmte Art Chateaubriands mehr wert gewesen ist als die Gedankenschärfe und der Ernst eines Joseph de Maistre. Jedenfalls habe beiden besonders die Jugend um so freudiger Gefolgschaft geleistet, als die eben erst mit der Revolution gemachte Erfahrung sie von den gefährlichen Auswirkungen kirchenfeindlicher Lehren überzeugt hatte (S. 68 f.). Trotzdem ist schon um 1850 durch den Positivismus, obschon sein Begründer im 54. Kapitel seines „*Cours de philosophie positive*“ die großen Verdienste der katholischen Kirche um Wissenschaft, Kunst und Moral schilderte, die romantische Kirchenfreundlichkeit aus der Literatur verdrängt worden. Der Katholizismus, hieß es nun, habe nur noch geschichtliche Bedeutung, der menschliche Geist sei über ihn hinausgewachsen (S. 143). Auch um 1890, wo die Darstellung schließt, haben katholische Gedanken den Raum in der Literatur, den sie zwischen 1800 und 1820 hatten, noch nicht wiedergewonnen (S. 205).

Wäre Giraud nur zwei Jahrzehnte weitergegangen, so hätte er von einem unerwarteten katholischen Er-

starken sprechen müssen. Aber dem folgte nach wieder zwei Jahrzehnten schon ein deutliches Erlahmen. Es ist lehrreich, daß gerade wegen dieses Schwankens, das die Grundströmung der letzten vier Jahrzehnte noch nicht sicher erkennen läßt, ein mit dem Stoffe so vertrauter Forscher ein zusammenfassendes Urteil nicht wagt. Giraud wäre aber gewiß der letzte, der in dem gemäß der geistigen Gesamtentwicklung eines Volkes bald langsamer, bald schneller wechselnden Auf und Ab des katholischen Gehaltes der Literatur den Beweis einer im Katholizismus liegenden Unfähigkeit, die gewonnene literarische Höhe zu behaupten, oder gar einen Maßstab für die jeweilige Geltung der katholischen Religion überhaupt erblicken möchte.

DER CHRIST BEI EDUARD HENGSTENBERG

„Er ist kein ausgeklügelt Buch, er ist ein Mensch mit seinem Widerspruch“ — diesen Ausspruch zitiert Hengstenberg irgendwo, und seine zahlreichen Darlegungen in vielen Vorträgen und Artikeln sind der fortlaufenden Interpretation dieser These gewidmet. Dadurch gehört er in die Reihe jener katholischen Laien, die ihren Publikationen das christliche Selbstverständnis des Menschen in der Welt zur Aufgabe stellen. Die Voraussetzungen hierfür erworb sich Hengstenberg durch Fachausbildung in Psychologie, intensive Beschäftigung mit der Existentialphilosophie und lebendige Aussprachen mit kleineren und größeren Kreisen. So empfangen seine Veröffentlichungen die Doppelinspiration vom Leben und von der Wissenschaft, und aus Dankbarkeit nimmt er die schwere doppelte Aufgabe auf sich, mit seinen Arbeiten an der unmittelbaren Bildung des Menschen und am Fortschritt der Wissenschaft Dienst zu tun, trotz aller Hemmungen und Widerstände, die von innen und außen verschiedene Zielsetzung, Begrifflichkeit, Sprache und anderes mehr aufrichten. Hier sind wohl auch die Gründe für manche Unausgeglichenheit zu suchen, auf die von der Kritik bereits hingewiesen wurde. Seit 1936 sind nun in rascher Folge vier Bücher erschienen, die eine vorläufige Summula seiner Anschauungen vom christlichen Menschen bieten. Diese Veröffentlichungen sind die Hauptquellen (wenn auch nicht die einzigen) für die folgenden Darlegungen.

Eine Unsumme von Momentaufnahmen sind in diesen Büchern gesammelt, die den Christen zeigen, wie er sein könnte und sollte — aber auch sein Gegenstück, wie es die tägliche Erfahrung nicht allzu selten zur Verfügung stellt. Da tritt etwa neben die vorsichtige Entwirrung des verschlungenen Geästes von Trieb, Neigung und Geist eine kluge hilfsbereite Anleitung zur rechten Gewissenserforschung, oder das Dunkel von Mißerfolg und Sünde wird in die Helligkeit eines umgreifenderen höheren Sinnzusammenhangs erlöst, während die von Scheler verkündigte Rehabilitierung der Tugend in den Ausführungen über Einsamkeit und Arbeit, Reue und Vertrauen einen Beitrag findet.

Auftrieb und Gefährdung, Versagen und Umkehr des christlichen Lebens haben in diesen Büchern ihre Darstellung gefunden. Überall spürt man, wie sehr der Christ dauernd auf der Grenze zwischen Aufstieg und Absturz schreitet, und gerade diesen Weg ist Hengstenberg gegangen, und er schildert, worauf er bei dieser Erkundungsfahrt immer wieder gestoßen ist: all das Lockende und Werbende menschlicher und christlicher

Hochziele in der steten Gefährdung durch jene brodelnden Kräfte der Tiefe, auf die Goethe mit den Worten hinwies: „wir leben alle auf Vulkanen“.

Weil Sorgfalt und Deutlichkeit diese Miniaturen auszeichnen, wendet man sich mit Vertrauen den drei Großaufnahmen christlichen Daseins zu, auf denen Hengstenberg unter den Namen Vorentscheidung, Askese und Tod des Menschen Aufbruch, Marsch und Ankunft festgehalten hat:

1. Der Christ steht in einer heiligen Ordnung, die sämtliche Lebensgüter umfaßt und nach Rang und Bedeutung gliedert. Das Niedere steht im Dienst des Höheren, von dem es Adel und Würde empfängt. Zu dieser Ordnung gehören Welt und Gott, und die Arbeit in der Welt um Gottes willen. Auf diese Ganzheit, die jedes Glied zu ihrem Recht kommen läßt, ohne das Höchste zu überspannen und das Geringste zu vernachlässigen, ist der Mensch mit seiner Freiheit verpflichtet. Seine Stellungnahme zeigt die Vorentscheidung¹ an. Hier liegen die Ursprünge von Gut und Böse. Schlecht ist die Vorentscheidung der unbekürrschten Freiheit, die um irgendeines Teigutes willen aus der Ordnung ausbricht. Gut ist die Vorentscheidung der gebundenen Freiheit, die ihr Ja zur Ganzheit spricht. Die Vorentscheidung ist eine Stellungnahme, sie ist Aufbruch oder Ausbruch. Darum geht ihrem Auftreten die Geschichte des Kampfes zwischen Gut und Böse mit all den Abneigungen und Zuneigungen, mit dem Widerwillen und der Begehrlichkeit voraus. Erst wenn das Zünglein an der Waage, das bisher dauernd gependelt hat, vielleicht erst langsam, aber doch bereits entschieden nach rechts oder links hinübergleitet, tritt jene Versteifung und Verfestigung der inneren Richtung ein, die Hengstenberg mit Vorentscheidung bezeichnet. Vorher allerdings keimt nur das Gute oder Böse im Menschen, darum sollen die sittlichen Namen gut und böse im strengen Sinn auf diesen Augenblick der Empfängnis des Sittlichen keine Anwendung finden, sondern seiner Geburtsstunde vorbehalten bleiben.

Es mag sein, daß die Vorentscheidung in dieser Fassung in ein gewisses Zwielicht gerät, zum wenigsten wird sie im Kampf mit Mißverständnissen nicht allzu geschützt dastehen. Man könnte etwa fragen, ob die Vorentscheidung immer und ausschließlich nur Stunde der Empfängnis und niemals schon Geburtsstunde des Sittlichen ist und in welchem Sinn ein notwendiger Zusammenhang sie mit der später folgenden Tat verbindet? Wie immer nun die Antwort lauten mag, die Hengstenberg auf diese und verwandte Fragen geben wird, sein Hauptanliegen und die bleibende Aufgabe, auf die er mit seinem Begriff der Vorentscheidung hingewiesen hat, wird durch derartige Kontroversen zweiter Ordnung nicht angetastet oder gar gefährdet. Er hat unsere Augen auf die Ursprünge von Gut und Böse gelenkt, und seither wird die Klugheit unseres Handelns wieder mehr von der Erkenntnis geleitet, wie sehr der Lebensablauf und die Lebensgestaltung unter dem starken Einfluß des grundsätzlichen Ja oder Nein zur Ordnung des Ganzen steht.

2. Das im Innern gesprochene Ja zur heiligen Ordnung, die Gott und Welt umschließt und alle mensch-

¹ Christliche Askese. (243 S.) Regensburg 1936, Pustet. Kart. M 4.70. — Christliche Grundhaltungen. (159 S.) Kevelaer 1938, Joseph Bercker. Geb. M 3.80.